Matthias Drobinski, München

Das Lied des Zweifels singen

Zur Rolle der Kirche in einer pluralen Gesellschaft

Wozu ist die evangelische Kirche gut? Was nützt sie – ihren Gläubigen und darüber hinaus dem ganzen Land, der Welt? Die Fragen sind lauter und drängender geworden; sie berühren die Selbstbegründung des Protestantismus in Deutschland: Wozu braucht man uns eigentlich noch, mit unseren Gottesdiensten und unserem Gemeindeleben, den Synoden und Kirchenleitungen samt ihren Stellungnahmen zu beinahe allen Themen des Glaubens und der Ethik, des Zusammenlebens und der Politik: Wozu braucht man uns als Sozial- und Bildungsträger, als wohlgeformte, kirchensteuerfinanzierte Institution mit mehr als 20 Millionen Mitgliedern?

Es nagt an dieser Institution, was man verkürzt die Säkularisierung nennen kann: Jedes Jahr verliert die evangelische Kirche mehrere Hunderttausend Mitglieder, ohne dass ein großer, die Gläubigen empörender Skandal sie erschüttern würde. Das allgemeine Glaubenswissen nimmt ab, Kirchgänger und engagierte Christen sind längst eine Minderheit im Land. Im Lichte der allgemeinen Institutionenkrise in der westlichen Welt, die Donald Trump ins Weiße Haus und Frankreichs Sozialisten zum Verschwinden gebracht hat, dämmert es vielen Christen in Deutschland: Jesus mag seinen Jüngern versprochen haben, bei ihnen zu sein bis zum Ende der Tage – eine Existenzgarantie für die evangelische oder die katholische Kirche hat er nicht abgegeben.

GEMEINSINN UND SOZIALVERANTWORTUNG

Wozu sind wir gut? Die meisten Kirchenvertreter antworten auf diese verunsichernde Frage mit einer Versicherung: Das Land braucht uns. Die Kirchen halten die Gesellschaft zusammen, noch immer sind sie die mit Abstand größten Träger der Zivilgesellschaft. Nirgendwo sonst versammelt sich so viel Gemeinsinn und Sozialverantwortung wie in den Kirchengemeinden, den christlichen Initiativen, Vereinen und Verbänden. Das Christentum hält die Kultur einer christlich geprägten Gesellschaft lebendig, in der Feier des Gottesdienstes, den Liedern und Predigten, den Kirchengebäuden und Kunstwerken. Es gestaltet das Land politisch mit – mit ihrem Eintreten für die Schwachen und die Flüchtlinge, die Bewahrung der Schöpfung, über die Sozialträger Caritas und Diakonie, über die christlichen Politiker, die es in überraschend großer Zahl noch gibt.

DIE REFORMATION HAT EINST DIE WELT VERÄNDERT

Die Kirchen können stolz sein auf die Versicherungskraft, die sie da entwickeln, immer noch entwickeln. In der evangelischen Kirche war im Reformationsjahr 2017 einiges davon zu spüren: Hat nicht diese Reformation aus Wittenberg, aus der Schweiz, den Lauf der Welt verändert? Ist nicht ohne diese reformatorische Tradition Deutschlands Gegenwart nicht zu erklären? Es redeten Bundespräsident und Kanzlerin auf den zentralen Veranstaltungen, und auch wenn zu vielen Ereignissen weniger Menschen kamen als erhofft: Am Reformationstag 2017 waren die Kirchen voll.

WUNSCH UND ANSPRUCH, NÜTZLICH ZU SEIN

Auf all das darf die evangelische Kirche stolz sein. Und doch wird sie ihre öffentliche Rolle in Deutschland künftig immer weniger mit dieser Gemeinschaftsnützlichkeit begründen können – und auch nicht dürfen. Der Wunsch

und Anspruch, nützlich zu sein, macht eine Kirche von zweierlei abhängig: von der Stärke der eigenen Institution und der Bereitschaft in Staat und Gesellschaft, Leistung und Angebot der Kirche auch als nützlich anzusehen. Beides ist zurzeit durchaus vorhanden – aber nicht mehr auf Dauer sicher. Gesellschaftliche Konsense sind brüchig geworden. Sich über die Gemeinschaftsnützlichkeit zu definieren kann in der babylonischen Gefangenschaft enden, wenn die Kirche sich, um im Spiel zu bleiben, Konsensvorstellungen anpasst, gar beugt, die ihrem Auftrag widersprechen.

»Wenn etwas nützlich ist, hört es auf, schön zu sein.«

Théophile Gautier

GROSSE VERSUCHUNG

Das bekannteste Beispiel, welch falsche Win-win-Situationen durch diese Haltung entstehen können, war der Erlass des bayerischen Ministerpräsidenten Markus Söder, in allen Amtsgebäuden des Freistaats ein Kreuz aufzuhängen. Die Versuchung für die Kirchenvertreter war und ist groß: das Zeichen der Christen, aufgehängt als Bekenntnis des Staates zu christlicher Tradition und Orientierung in den staatlichen Behörden. Der Preis war und ist aber hoch: Mit dem Ja zum Behördenkreuz sagen die Kirchen auch Ja zu der aus- und abgrenzenden Wirkung des Aktes, die der CSU-Politiker Söder intendierte: Der Islam gehört bei uns nicht dazu.

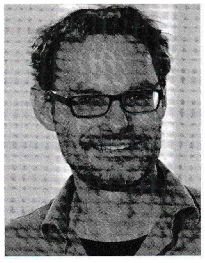
AUCH QUER ZUR STAATS-NÜTZLICHKEIT STEHEN

Einfach nur nützlich zu sein ist nicht der letzte Grund des Christentums, im Gegenteil: Manchmal hat der Glaube ans Evangelium, die Botschaft Jesu, quer zur Staatsnützlichkeit und zur Gesellschaftsopportunität zu stehen. Und die Gemeinschaft der Gläubigen hat dann zu stören und auch zu verstören. Sie muss den allzu klaren Lauf der Dinge unterbrechen und Einspruch gegen das allzu Nächstliegende erheben – die Verwertung und Vermarktung des Menschen und des Lebens, die Herrschaft der Starken über die Schwachen und der Mehrheiten über die Minderheiten, aber auch gegen die völlige Verdiesseitigung des Lebens, die totale Herrschaft der Gegenwart, gegen alle Ideologien, die eine reine, ideale Welt auf Erden versprechen – die gibt es für Christen nur im Himmel.

SICH DER EINFACHEN NÜTZLICHKEIT ENTZIEHEN

Ich denke, dass diese verunsichernde, den Zweifel nährende, die Zweifellosen irritierende und sich der einfachen Nützlichkeit entziehende Seite des christlichen Glaubens umso wichtiger werden wird, je weniger die Kirchen als starke Institutionen selbstredend gehört werden und selbstverständlich Einfluss haben. Schwankendem Boden zu vertrauen ist eine der Grundübungen des christlichen Glaubens; schwankendem Boden zu vertrauen wird in einer weniger planbaren und unsicher werdenden Welt zu den Grundübungen eines freien, demokratischen und pluralen Gemeinwesens gehören – gegen alle, die festen Boden und einfache Lösungen versprechen.

Den irritierenden Gott zu predigen heißt, die Wahrheit als nie zu erreichendes Ziel einer immer doch notwendigen Suche zu begreifen – im Vertrauen auf die Zusage Gottes, dass diese Suche nicht vergebens sein wird. Das trägt den Zweifel bis in die Lehrsätze und Denkschriften der Kirche hinein – stimmt noch, was wir sagen? Das macht nicht unbedingt beliebt und nützlich in den Augen der Mehrheit, das kann sogar den eigenen Stand und Status gefährden. Aber wer, wenn nicht die Christen können das tun: das Lied des Zweifels singen in einer Welt der Selbstdogmatisierungen.



© Süddeutsche Zeitung

Matthias Drobinski ist Redakteur im Ressort Meinung der Süddeutschen Zeitung und schreibt u. a. über Kirchen und Religionsgemeinschaften.